

NAGEL & KIMCHE



Leseprobe

Nicole Althaus, Michèle Binswanger

Macho-Mamas

Warum Mütter im Job mehr wollen sollen

ISBN: 978-3-312-00526-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-312-00526-0>

sowie im Buchhandel.

1

Generation Golf reloaded oder Generation Spagat

Macho-Mama ist am Ende. Sie sitzt auf dem Boden, ihre Binde ist voller Wochenfluss, im Bettchen vor ihr wimmert das Baby und verlangt nach ihren wunden Brüsten. Eine innere Stimme sagt: «Steh auf!» Aber die innere Stimme ist nicht mehr vertrauenswürdig. Es ist Dienstagmorgen oder Mittwochnachmittag – die Wochentage haben sich übereinandergeschoben und ihre Bedeutung verloren.

In der Woche sieben post partum, im neuen Leben als Mutter, ist nichts mehr, wie es früher war. Angefangen beim Bauch, der sich einst wie eine doppelspurige Autobahn vom Schambein bis unter die Rippenbögen spannte. Jetzt befinden sich dort Falten aus Haut, weich und fremd und ganz ohne Zentrum. Schlaf ist nurmehr ein leeres Wort, das Dasein eine endlose Abfolge aus Stillen und Wickeln. Das Hirn ist zur Arbeitslosigkeit verdammt, reduziert auf den Instinkt, das Baby achtmal täglich anzusetzen und darauf, die dunkle Ahnung in Schach zu halten, dass Mutterliebe, so überwältigend sie auch hereingebrochen war, nicht reichen könnte – um glücklich damit zu werden, den heutigen Tag morgen zu wiederholen. Niemals zuvor und niemals später hatte Macho-Mama so sehr das Gefühl, dass die Option, die sie gewählt hatte, sie aus dem Leben drängte, auf das sie sich so selbstverständlich verlassen hatte.

Das war im Jahr 2000. Gerade hatte Florian Illies die *Generation Golf* ausgerufen, und man muss dieser Mutter das Selbst-

mitleid verzeihen, denn sie gehört zu ebendieser Generation der zwischen 1965 und 1975 Geborenen, die Illies als apolitische und zutiefst hedonistische Kinder der Multioptionsgesellschaft beschreibt. Eine Generation, die vor allem auffiel durch die Perfektionierung der Nabelschau, die sie betrieb. Sie hatte in den achtziger Jahren pubertiert, im «langweiligsten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts», in dem jugendliches Aufbegehren gegen die politische Ordnung nur noch als Anekdote kursierte und die Punkbewegung als zahmes Moderevival wiederkehrte. Ihre Generation hatte nicht gekämpft, sondern gekauft. Die wirklich entscheidenden Fragen lauteten: Prince oder Michael Jackson? Popper oder Indie? Cool oder uncool? Und wie alle jungen Frauen damals wurde sie mit unzähligen Optionen ausgestattet und, eingehüllt in den Slogan «Weil ich es mir wert bin» wie in einen warmen Mantel, ins Erwachsenenleben entlassen.

Doch nun saß sie an der Bruchstelle, an die jede Generation gerät, ob Golf oder Babyboomer – jedenfalls der weibliche Teil: in der Babypause. Weg vom Fenster. Der Unterschied ist nur: In einer Kultur, die das «Ich zuerst» zum Prinzip erhoben hat, ist Mutterschaft nicht mehr bloß eine Herausforderung, sie ist ein Widerspruch zu allen davor gemachten Erfahrungen. Damit hatte sie nicht gerechnet. Niemand hatte ihr erzählt, wie es sich anfühlt, am Montag im Büro mitzumischen, am Dienstag in den Wehen zu liegen, am Mittwoch zu gebären und am Freitag allein zu Hause zu sitzen. In der Babypause hatte sie plötzlich Pause *von allem*, was sie kannte: von bezahlter Arbeit, von Anerkennung und Status, von Freunden, Selbstbestimmung, körperlicher Unbekümmertheit.

Macho-Mama und ihre Zeitgenossinnen waren die ersten Frauen, zu deren normaler Planung es gehörte, den Arbeits-

platz wegen der Geburt nur für kurze Zeit zu verlassen. Sicher, der Mutterschaftsurlaub war ein Gebot der Gleichstellung, für den ihre Mütter, für den auch sie noch gekämpft hatten. Eine Errungenschaft, die in der Schweiz dreimal vor dem Volk scheitern musste, bis eine Mehrheit sich mit der Idee anfreundete, dass Frauen nicht mehr nur heiraten, kündigen und ein Kinderzimmer einrichten.

Gesellschaftspolitisch betrachtet, war der Mutterschaftsurlaub ein Fortschritt. Privat aber, das wurde Macho-Mama jetzt klar, als sie mit dem Kind an der Brust auf dem Boden saß, zementierte er das, was sie längst überwunden glaubte: die traditionelle Rollenverteilung. Besonders, wenn die Babypause, wie in Deutschland, Jahre dauert oder, wie in der Schweiz, auch im neuen Jahrtausend die Väter weiterhin außen vor lässt.

Die Mutterschaft zerstörte eine Illusion, an der die Generation Golf im Kindesalter mit Playmobilfigürchen exzessiv gebaut hatte: die Illusion, dass das Geschlecht für eine Biographie endlich nebensächlich geworden sei. Die Plastikmenschen, die in den siebziger Jahren die Kinderzimmer dieser Welt eroberten, verkörperten selbst den Siegeszug der Emanzipation: Ob blond oder dunkel-, ob lang- oder kurzhaarig, ob in Rock oder mit Hose – die kleinen Fraumännchen waren austauschbar und für jede Rolle offen. Den kurzhaarigen lächelnden Männchen konnte man den Kinderwagen in die Hände drücken, die bezopften Frauen ans Steuerrad des Piratenschiffs stellen. Macho-Mama hatte diese Symbole der Gleichberechtigung verinnerlicht. Schließlich war sie selbst wie eine Playmobilfigur durchs Leben gekommen, ohne Einschränkung durch ihr Geschlecht. Bis zu dem Tag, als sie Mutter wurde.

Die Versuchskaninchen der Emanzipation

Die Geschichte der Generation Golf ist, wenn man sie heute nochmals aufrollt und aus Frauenperspektive weiterschreibt, noch immer keine Geschichte der Revoluzzer. Wir hatten zwar dieselben Forderungen wie unzählige Frauengenerationen vor uns: Recht auf Freiheit, auf Bildung und Erwerbstätigkeit, auf gleiche Chancen. Aber wir hatten nie dafür kämpfen müssen. Die Mauern hatten andere für uns niedergerissen. Wir mussten nur noch aufräumen. Und das tun wir bis heute. Das bedeutet nichts weniger als: Wir haben die Emanzipation ausprobiert. Wir sind die Versuchskaninchen der größten sozialen Revolution des letzten Jahrhunderts. Wir sind die Generation, die versucht, aus dem aufgeladenen Begriff der Gleichstellung irgendeinen praktikablen Alltag zu basteln.

Als wir aus dem Elternhaus aus- und in einer Wohngemeinschaft einzogen, bauten wir den Haushalt zum partnerschaftlichen Kleinstunternehmen um, in dem die Männer sich fürs Pinkeln hinsetzten und die Frauen nach dem Essen nicht mehr reflexartig aufstanden, um das Geschirr wegzuräumen. Die Geschlechterdifferenz war keine Alltagserfahrung mehr, sondern eine intellektuelle Übung in Empörungsbereitschaft, die wir mit einem Glas Wein in der Hand trotz apolitischem Hedonismus pflegten. Lohnungleichheit war selbstverständlich eine Schweinerei, aber keine, die wir am eigenen Leib zu spüren bekommen hatten. Chauvinismus kannten wir als anzügliche Bemerkungen oder Blicke. Aber im Grunde bestand der erlebbare Nachteil für unser Geschlecht nur noch in der Tatsache, dass sich vor den Frauentoiletten immer Schlangen bildeten. Es ist nur folgerichtig, dass sich die Generation Golf in den Neunzigern an den Universitäten und in den Gleichstellungsbüros auf die Reinigung der Sprache vom generischen Maskulin konzentrierte. Außer dem großen I gab es für die StudentInnen nicht mehr viel zu erobern.

Wie hat man uns doch eingebleut: Gute Mädchen kommen in den Himmel. Böse überall hin. Also waren wir ein bisschen böse und kamen tatsächlich überall hin: In die teuren Bars, auf interessante Posten in den Glaspalästen der Wirtschaft. Wir studierten und arbeiteten, wir lebten wie die gleichaltrigen Männer. Keine Generation Frauen zuvor konnte das von sich behaupten. Alles sah ganz danach aus, als könnten wir auf Manolo-Blahnik-Stilettos elegant und lässig den Weg abschreiten, den unsere Großmütter und Mütter in Latzhosen und größerem Schuhwerk für uns vorgetrampelt hatten.

Dass wir nicht mit anderen Umständen gerechnet hatten,

merkten wir, als wir mittendrinsteckten. Als Mutter standen wir plötzlich im Abseits. Von nun an mussten wir unser gewohntes Leben verteidigen. Und zwar an allen Fronten gleichzeitig.

Sicher, wir hatten alles durchdiskutiert damals, auf unseren Brockenhaus-Stühlen in den Wohngemeinschaften. Wir hatten genau ausgetüftelt, wie wir der Mutterfalle entgehen würden: Ausbildung, Berufserfahrung, Stillpause, Karriere, wenn nötig in Teilzeit. Theoretisch war das alles kompatibel. In der Praxis aber standen wir plötzlich ähnlich hilflos da wie beim Versuch, eine Apple-Datei auf einem PC zu öffnen. Wir hatten nur an den Inhalt der Dateien gedacht, dabei waren die Systeme unvereinbar. Ehrgeiz und Selbstverwirklichung waren nicht systemkonform mit der Idee der perfekten Mutter. Die Gleichberechtigung war uns auf dem Silbertablett serviert worden, nun mussten wir als Mütter schauen, dass wir sie nicht als leeres Versprechen durch die Wohnung trugen. Kurz: Wir hatten nie ernsthaft kämpfen müssen, doch jetzt, wo wir ahnten, dass noch lange nicht alles erreicht war, verbrauchten wir all unsere Energie im Spagat zwischen Mutterschaft und Selbstbestimmung.

Darauf hat uns niemand vorbereitet. Auch nicht die Feministinnen. Sie hatten einen großen Bogen gemacht um das leidige Thema Mutterschaft. Das lässt sich schon daran festmachen, dass es kaum namhafte Feministinnen mit Familie gibt. Betty Friedan hatte Kinder, und Elisabeth Badinter ist Mutter. Das dürfte es an berühmten Namen schon gewesen sein.

Der Feminismus hatte den Bauch der Frau entweder konsequent ignoriert oder zum Manifest erhoben. Er hatte eloquent die Abtreibung verteidigt und die Frau von der Mutterschaft

als Schicksal befreit. Aber er ist an der Frage gescheitert, wie man emanzipiert Kinder bekommt. Die Feministinnen hatten nie in Betracht gezogen, dass das Problem Mutterschaft sich nicht damit erledigt, es nicht als Schicksal hinzunehmen. In Wahrheit ist Mutter zu sein für die Mehrheit der Frauen ein Bedürfnis. Aber bloß eins unter vielen. Und nur ein Lebensabschnitt, sogar ein relativ kurzer. Aber einer, der dann zum Problem wird, wenn er die Frau wieder in eine Einheitsbiographie zwingt.